



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Herzogin von Kingston.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wiederherstellung eines scheinbar schwer bedrohten Familienfriedens wollen wir von unserm Leser Abschied nehmen.

Adolf Müller.

Die Herzogin von Kingston.

Die Herzogin Elisabeth von Kingston, von der wir in Nr. 34 aus den Memoiren des Baron v. Rosen noch einiges mitzutheilen versprochen haben, gehört zu den Erscheinungen in der Kulturgeschichte, welche gewisse Seiten der vornehmen Welt des vorigen Jahrhunderts besonders lebhaft repräsentiren. 1720 geboren, wurde sie von ihrer lebenslustigen, aber vermögenslosen Mutter, nachdem sie ihren Vater, einen englischen Obersten, in zartem Alter verloren, frühzeitig in Gesellschaften geführt. Dreiundzwanzig Jahre alt, war sie als Ehrenfräulein beim Hofstaat der Prinzessin von Wales, in welcher Stellung sie durch ihre Schönheit und ihren originellen Geist Glück und Aufsehen machte und viele Anbeter fand. Sie gab unter den letzteren dem jungen Herzog von Hamilton den Vorzug und versprach, ihn nach seiner Rückkehr von einer Reise auf den Kontinent zu heirathen. Aber ein anderer ihrer Verehrer, Kapitän Hervey, der später den Titel eines Grafen v. Bristol erbat, wußte sie, indem er die Briefe des Herzogs unterschlug, zu überzeugen, daß dieser ihr untreu geworden sei, und bewog sie dadurch, sich 1744 heimlich mit ihm trauen zu lassen. Elisabeth aber empfand schon Tags darauf eine so starke Abneigung vor ihm, daß sie sich sofort von ihm wieder trennte. Um dem Andringen des endlich zurückgekehrten Hamilton und anderer Freier, die nichts von ihrer Trauung wußten, zu entgehen, unternahm sie eine Reise nach dem Festlande, wo sie sich durch ihr geistreiches Wesen die Freundschaft Friedrichs des Großen erwarb und auch am Dresdner Hofe großer Hochachtung und Verehrung begegnete.

Nach London zurückgekehrt, empfand sie von Neuem das Drückende, das darin lag, daß sie gesetzlich noch immer die Gattin Herveys war, und um sich davon zu lösen, begab sie sich zum Pfarrer von Dainston, der sie getraut hatte, und riß hinter dessen Rücken das Blatt aus dem Kirchenbuche, das den Akt ihrer Vermählung bezeugte. Bald nachher aber hörte sie, daß ihr Gemahl, der inzwischen mit dem Grafentitel ein sehr bedeutendes Vermögen geerbt hatte, tödtlich erkrankt sei, und so beeilte sie sich, den Pfarrer zu bewegen, jenes Blatt dem Kirchenbuche wieder einzuverleiben. Allein der Graf v. Bristol starb

nicht, und ihr Verdruß darüber wurde um so größer, als ihr der steinreiche Herzog von Kingston jetzt seine Hand anbot. Indes willigte ihr Gemahl nach langem Zögern in eine Scheidung, die von dem kirchlichen Gerichtshof (Doktors Commons) ausgesprochen wurde, aber nicht ganz in der vom Gesetze verlangten Form erfolgte. Damit unbekannt, ließ Elisabeth sich mit Erlaubniß des Erzbischofs von Canterbury im Jahre 1769 öffentlich trauen. Aber auch diese Ehe war keine glückliche. Das stürmische Wesen der nun doch schon neunundvierzigjährigen Frau brachte den an Gesundheit wie an Willen schwachen Mann dem Grabe nahe, und 1773 starb er, nachdem er seiner Frau sein gesamtes ungeheures Vermögen vermacht hatte.

Jetzt ließ Elisabeth ihrem Wesen vollständig die Zügel schießen, stürzte sich wie wahnsinnig in alle möglichen Vergnügungen und erregte durch seltsame Streiche und rasende Verschwendung in London solchen Skandal, daß sie sich endlich genöthigt sah, das Land zu verlassen und nach Italien zu gehen. Hier machte sie durch ihre Schrullen und ihren unerhörten Luxus ebenfalls großes Aufsehen, und in Rom wurde sie von dem Papste und den Kardinalen wie eine Königin behandelt. Ein Abenteurer, der sich für den Herzog von Albanien ausgab, wußte die nun recht ältliche, aber noch immer für die Freuden der Liebe stark empfängliche Dame zu bewegen, ihm ihr Herz zu schenken, und sie war im Begriffe, ihre Hand hinzuzufügen, als sie aus ihrem Rausche durch die Nachricht aufgeschreckt wurde, daß die Verwandten des Herzogs von Kingston, um ihr das reiche Erbe zu entziehen, beim Parshofe einen Prozeß wegen Bigamie gegen sie angestrengt hätten. Als Elisabeth im Frühling 1776 zu London erschien, war dieser Prozeß bereits eingeleitet und das Publikum durch graufame Schmähchriften und sogar durch Theaterstücke gegen sie eingenommen. Sie ließ sich aber dadurch nicht erschrecken, und als sie vor den Schranken der Lords sich eingestellt hatte, wußte sie während der Verhandlungen, welchen die gesammte vornehme Welt Englands mit Einschluß der königlichen Familie und der Minister beiwohnten, Vieler Herzen durch ihre feste und unbefangene Haltung für sich zu gewinnen. Demungeachtet blieb ihr die Verurtheilung wegen Bigamie nicht erspart, doch erließ man ihr in Folge ihres hohen Ranges die vom Gesetze über dieses Verbrechen verhängte Strafe, die im Brandmarken der rechten Hand mit einem B bestand, auch wurde ihr seltsamer Weise das ihr vom Herzog von Kingston hinterlassene Vermögen nicht abgesprochen. Ihre Verfolger machten hierauf einen neuen Prozeß gegen sie anhängig, mit dem sie bezweckten, sie für eine Verschwenderin erklären und ihr so die Disposition über ihren Besitz entziehen zu lassen. Allein Elisabeth entging dem, indem sie, die nunmehr den Titel einer Gräfin Bristol führte, sich nach Frankreich, von da nach Italien und zuletzt

auf einem eigens zu dieser Fahrt erbauten Schiffe nach Rußland begab, wo sie von der Kaiserin Elisabeth aufs Glänzendste aufgenommen wurde. Ihre Rückreise durch Polen glich einem Triumphzuge. Sie erwarb hierauf das Schloß St. Afise bei Fontainebleau, wo sie in fürstlichem Glanze lebte, bis sie im August 1788 nach kurzer Krankheit starb. Ihr Testament, welches den bizarren Charakter ihres Denkens und Empfindens deutlich bekundete, wurde zu Gunsten der Angehörigen ihres zweiten Gemahls für ungiltig erklärt. Die angeblich von ihr hinterlassenen Memoiren, die schon im Jahre ihres Todes erschienen, sind aller Wahrscheinlichkeit nach unecht.

Diese vornehme Abenteuerin hatte sich während ihres Aufenthalts in Rußland nicht weit von dem Gute des Vaters Rosens angekauft, und auf einer Reise, die sie von Esthland nach Calais machte, um dort von England, wo sie nicht erscheinen durfte, ihre Einkünfte zu empfangen, berührte sie Leipzig, wo der junge Rosen sich veranlaßt sah, ihr seine Aufwartung zu machen, und sie dann näher kennen lernte. Er hatte sich schon seit einiger Zeit sehr emsig ans Studiren gemacht und befand sich eben in einer Vorlesung des Professors Clodius, als ein Bedienter in den Hörsaal trat und laut sagte, die Herzogin v. Kingston halte vor der Hausthür und wünsche den Baron v. Rosen ohne Verzug zu sprechen. Man hatte vorher draußen ein starkes Wagengerassel vernommen, und als der Begehrte auf die Straße kam, reichte ihm aus einer großen Reisekarosse die kleine Hand einer ältlichen Dame einen Brief zum Schlage heraus. „Mein Herr“, sagte die Dame dazu, „Ihr Vater hat mir diesen Brief an Sie anvertraut, und es ist bei meiner Ankunft in Leipzig mein erstes Geschäft, Ihnen denselben eigenhändig zuzustellen.“ Rosen dankte für diese besondere und unverdiente Ehre und fragte, wo sie einzukehren gedente. Sie nannte ihm den Gasthof und fügte hinzu, daß sie seine Eltern wohl kenne, und daß sie sich einige Tage in Leipzig aufzuhalten vorhabe. Hierauf ließ sie sich mit ihrem ganzen Gefolge zu ihrem Quartiere hinfahren. Jetzt aber mag Rosen eine Weile selbst weiter erzählen:

„Nun erbrach ich meinen Brief, vorher schon fühlend, ob nicht ein anderes Papierchen darin verborgen sei. Allein es war nichts, als eine Aufforderung, der Gräfin von Bristol, welche sich gegen meine Eltern so gütig bewiesen habe, gefällig zu werden. Ich veränderte schnell, aber nicht gern, meine Kleidung und begab mich in den Gasthof, wo Ihre Durchlaucht die ganze Beletage eingenommen hatte und einen herzoglichen Aufwand, aber zugleich eine Laune und einen Charakter wahrnehmen ließ, die man mit dem Wetter im April und mit der Wetterfahne selbst füglich vergleichen konnte. Nie habe ich eine wunderlichere, auf ihre verblichenen Reize sich so sehr noch etwas einbildende alte Frau, oder offen gesagt, ein tolleres altes Weib gesehen, als diese Her-

zogin.“ — In ihrem Gefolge befand sich ein Obrister und Ritter de Cocove, ein langer, schöner, doch nicht mehr ganz junger Mann, eine noch ziemlich angenehme Engländerin, die mir als Mrs. Parquet vorgestellt wurde, ein Arzt, ein Sekretär und mehrere Bediente. Unter den letzteren war ein in Petersburg gemietheter sogenannter Rasnoschtschik. Dieser wandte sich zuerst an mich und beklagte sich darüber, daß die Duchesse ihm zwar den Monat zehn Dukaten gebe, ihm aber dafür mit ihren Grillen das Leben verbittere. Lieber wolle er wieder für zehn Kopeken täglich in Petersburg Früchte herumtragen, wobei er froh gesungen und getanzt habe, als bei ihr bleiben, wo er die beste Kost habe und zu einem dicken Bauche gediehen sei. Seine Gebieterin hinwiederum beschwerte sich über die Undankbarkeit dieses Menschen, den sie von seiner Last von Rehbrot und Wurzeln befreit und mit Wohlthaten überhäuft habe. Ich mußte Vermittler sein; denn der Russe wollte der Engländerin allen Ernstes den Dienst auftragen, und es gelang mir erst nach einiger Mühe, ihn damit zu beruhigen, daß ich ihm den Rath erteilte, während der Reise die Duchesse ehrlich zu bedienen und während dieser Zeit die Dukaten und den dicken Bauch zu konserviren, bis er wieder nach Rußland käme.

Doch sie zankte nicht allein mit den Russen, sondern führte Krieg mit allen ihren Hausgenossen, am heftigsten mit ihrem Landsmann, einem englischen Bedienten, und zwar bei Tische, wo dieser hinter ihrem Stuhle zu fungiren hatte. Dieser Mensch kannte mehrere Sprachen und vereinigte mit vieler Reisekenntniß auch seinen National-Eigensinn. Er gab der Herzogin selten nach, diese aber sagte, um in unserer Gegenwart ihrerseits ihre Würde zu bewahren, zu ihm, sie wolle ihn nächstens hängen lassen. Er jedoch erwiderte ganz laut: „Mylady, das können Sie nicht; denn ich habe Ihnen nichts entwendet, und ich bin ein freier Mensch.“ — „Monsieur le Baron“, sagte sie mit einem plötzlich angenommenen frommen Blick, „vous étudiez tous les droits de l' Europe, n' est ce pas, qu' on peut faire pendre un tel homme?“ — „Oui“, entgegnete ich, „Madame la Duchesse, quand il a merité la corde, et en Angleterre cela se fait aisement, en Allemagne la justice est trainante.“

Bei der Herzogin speiste man um vier Uhr zu Mittag, um neun Uhr trank man den Thee, und gegen Mitternacht wurde zu Abend gegessen. Dabei war in den Augen der Herzogin immer etwas nicht in der Ordnung, unangenehm schalt und keifte sie, und ihre Gäste bekamen selten ein Gericht zu essen, daß sie ihnen nicht mit Vorwürfen gegen den Koch oder die Bedienten gesalzen hätte. Als einmal die Abendmahlzeit vorüber war, bei der sie sich ungewöhnlich friedlich verhalten hatte, befahl sie dem Kammerdiener, Punsch zu bringen. Derselbe erschien in einer prächtigen Porzellanbowle, wurde aber von ihr sogleich zurückgewiesen, indem sie mit kreischender Stimme schrie:

„Nein, nein, ich sehe, er ist nicht gut.“ Zu Kosens Leidwesen trug der Kammerdiener die dampfende Opferschale wieder hinaus. Aber durch die halbgeöffnete Thür sah man, wie er den Bunsch vor sich hin auf einen Tisch setzte, ihn eine Weile mit halb lächelnder, halb verdrießlicher Miene betrachtete, und ihn dann so, wie er gewesen, wieder hineinrug. „Ja“, sagte sie, „jetzt ist er gut“, und wirklich schmeckte er ihr nun ganz vortrefflich. Die Gesellschaft wurde lustiger und wärmer, und es sollte gesungen werden. Rosen wurde von Wylady dazu aufgefordert, und da ihm ein Studentenlied zu diesem herzoglichen Bunsche nicht zu passen schien, trug er ein französisches Liedchen vor, welches er von seiner alten Bonne gelernt hatte. Kaum hatte er aber ausgenommen, als sie ihn mit krächzender Stimme unterbrach, um ihn zu belehren, wie das Lied eigentlich klingen müsse. Nicht besser erging es der Parquet und Anderen, die nach Rosen etwas sangen, jeder wurde unterbrochen und deckte mit dem vollen Glase den zum Lächeln verzogenen Mund. Dann begann sie von ihren Abenteuern zu erzählen. Sie gedachte ihres seligen Herzogs und weinte dabei helle Thränen; sie erwähnte ihres Lebens in den Hofreisen Londons, ihrer Anbeter und Freier und lächelte; bald flüsterte sie, bald sprach sie mit durchdringender Stimme; ihr Blick war in dem einen Moment sanft und mild, in dem andern kokett und bisweilen unheimlich und hegenhaft. Ohne Unterlaß wechselten bei dem seltsamen Weibe die Empfindungen, immer waren sie leidenschaftlich erregt, sodaß sich ihr Gesichtsausdruck unaufhörlich veränderte. Noch immer aber sah man, daß sie einmal schön gewesen war, und namentlich verriethen ihre großen, leuchtenden blauen Augen einen außergewöhnlichen Geist.

Sie fragte mich einmal: „Avez vous lu mon histoire?“ erzählt Rosen. „Ich sagte frei heraus, ein Buch über ihr Leben sei in meinen Händen, ich stünde aber noch im Begriff, es zu lesen.“ „Oh, mon cher Baron“, erwiderte sie, „on a dit bien des choses de moi; tout ce qui est bon est vrai, mais tout ce qui est mal n'est pas vrai.“ „Ich versicherte, daß ich beim Lesen des Lebens berühmter Menschen dieser Warnung allezeit eingedenk sein würde.“

Wiederholt plagte sie Rosen mit launenhaften und verdrießlichen Aufträgen. Einmal ersuchte sie ihn, ihr die Kunsthandlung eines Herrn Kost in Auerbachs Hofe zu zeigen, die zu den Merkwürdigkeiten Leipzigs zählte. Kost erhielt deshalb einen Wink, die Herzogin und ihr Gefolge zur Besichtigung seiner Raritäten einzuladen, und er entsprach dem, indem er sie bat, ihn an einem bestimmten Abend mit ihrem Besuche zu beehren. Sie kam und fand die „doppelte Burg“, wie das Kost'sche Lokal hieß, geschmackvoll erleuchtet, so daß die ausgestellten Gegenstände der Kunst und des Luxus sich ganz besonders brillant ausnahmen. Kost zeigte der Herzogin nur die kostbarsten Sachen und machte auf allerlei Seltenheiten umständlich aufmerksam, die Herzogin kritisirte Alles mit größtem Verständniß und genauer Kenntniß dessen, was Paris und London von ähnlichen Dingen aufzuweisen hatten, kaufte aber nichts. Schon begann Kost etwas verstimmt und mißmuthig zu werden, und Rosen, der die Einladung, welche nichts abwerfen zu wollen schien, veranlaßt hatte, befand sich in einiger Verlegenheit, als die Herzogin unvermuthet einen Faden bemerkte, an welchem mehrere kleine tombakne Petschafte, die schwarze Steine einfaßten, an einer Thür hingen. Ein solches Petschaft wurde von den Studenten mit einem Thaler bezahlt, und es war an den Dingen eben nichts besonders Schönes. Der Herzogin aber gefielen sie, wie es schien, ausnehmend. „Ah que cela est beau!“ rief sie aus, und sofort nahm sie davon ein halbes Duzend,

um es unter uns zu vertheilen. Sehr vornehm fragte sie sie dann, was das Stück koste, und mit kaltem Blute erwiderte Kost: „Vier Dukaten.“ Ohne Feilschen wurden vom Chevalier Cocove vierundzwanzig schöne Randdukaten abgezählt und dem vergnügten Kaufmann mit vieler Höflichkeit übergeben. Die Wachslichte, die derselbe zu Ehren des herzoglichen Besuchs angezündet, waren damit überreichlich bezahlt.

In allen Beziehungen voll Widersprüche, war die Herzogin auch in Geldsachen ein Spiel der wunderlichsten Launen. In vielen Dingen die ärgste Verschwenderin, konnte sie um weniger Groschen willen zanken und armen Leuten mit lautem Geschrei die heftigsten Vorwürfe machen. Kam es darauf an, sich sehen zu lassen, so achtete sie nicht darauf, daß es eine Hand voll Dukaten kostete. Der Bankier Frege sandte einen Kommiss zu ihr, der einen ganzen kleinen Tisch mit Häufchen von Louidor's bedeckte, aber als sie ihm quittirte, schnitt sie von einem Papierbogen zu der Empfangsbescheinigung nur einen schmalen Streifen ab und verwahrte den Rest in ihrem Schmuckkästchen. Für eine Loge im Theater bezahlte sie den doppelten Preis, ging aber nicht hinein, sondern ließ Rosen und Mrs. Parquet in einer Kutsche hinfahren. Für die Besichtigung des Winkler'schen Gemäldekabinet's durch Leute ihres Gefolges — sie selbst hatte es zwar zu sehen verlangt, erschien dort aber ebensowenig wie im Theater — ließ sie dem Cicerone, der die Gesellschaft herumführte, von Cocove vier Louisd'ors auszahlen. Auf einer Poststation in Ingermannland hatte sie der Tochter des Postkommiffärs, die ihr Tag und Nacht die Aufwartung gemacht, beim Wegfahren mit größter Freundlichkeit eine dicke, schwere Kulle in die Hand gedrückt, und siehe da, als das Mädchen die Hülse abstreifte, ergab sich, daß sie zehn kupferne Fünfskopfenstücke enthielt. Auf einer Station hatte man ein paar Rubel mehr als das Gewöhnliche verlangt, und sofort war die Frau Herzogin weiter gefahren, hatte dann mit ihrem ganzen Karoffenzug auf heller Landstraße Halt gemacht, sich auf das Gras hingelagert, kochen lassen und von dem gezehrt, was sie im Wagen mitgebracht hatte.

In Leipzig trug sie damals ihren ganzen Juwelen- und Perlenschmuck, unter dem sich ein Paar röthliche orientalische Perlen-Ohrgehänge befand, von dem die Kaiserin Katharina die Zweite voll Bewunderung gesagt hatte, daß sie nichts dem Aehnliches aufzuweisen habe. Im Uebrigen ging die Herzogin sehr leicht gekleidet, sie trug ein dünnes Kleid von weißem Taffet und einen großen Hut, sah es gern, wenn der Wind Alles aufbauschte, und saß am liebsten im Zuge zwischen offenen Fenstern und Thüren — eine Liebhaberei, die sich vermuthlich davon herschrieb, daß sie viel von Athemnoth zu leiden hatte und nicht genug Luft bekommen konnte.

„Endlich reiste sie“, so schließt Rosen seine Mittheilungen über sie, „früh morgens davon, und ich nahm meine Bücher wieder unter den Arm. Daß in den Kollegien Versäumte konnte ich mit Nachgeschriebenen mir für ein paar Groschen erkaufen, meine Menschenkenntniß aber hatte sich inzwischen beträchtlich erweitert, und mehr als von den Herren Professoren habe ich in dieser Zeit von der Herzogin von Kingston im Gedächtniß zurückbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.